



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman : (sechste Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Here von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Sechste Fortsetzung)

Im Lager zu Andernach gab der Lothringer ein Fest. Der Kurfürst aus Ehrenbreitstein war dazu gekommen und mit ihm viele rheinische Herren vom Adel, die im Wein und bei leckerem Mahle ihren Zorn und Grimm zu ertränken dachten. Aber es gelang ihnen nicht ganz. Zu viele waren unter ihnen, deren Burgen von den Franzosen verbrannt waren, oder die in Trier ihr Eigenthum verloren hatten. Denn Herr Peter von Bignory, der französische General, fand Freude daran, allgemach alles zu zerstören und zu rauben, was in der Bischofsstadt von Wert war. Also sprachen die Herren meistens von ihren Verlusten und von ihrem Wunsch, den Feind bald wieder aus dem Lande zu jagen. Auch der Kurfürst konnte nicht umhin, eine Beschreibung seiner eigenen Verluste zu geben und zu berichten, wie unfreundlich die feindlichen Heerführer mit allem geistlichen Eigenthum umgesprungen waren und vermutlich noch umsprangen. Der Kurfürst Johann Kaspar von der Leyen war ein mittelgroßer Herr, dem man den geistlichen Würdenträger nicht gerade ansah. Er trank gern ein gutes Glas Wein und war den Freuden des Lebens und der höfischen Pracht nicht abgeneigt. Er war aus vornehmem rheinischen Geschlecht und von seiner Familie zum geistlichen Amt bestimmt worden, weil er ein jüngerer Sohn war, dem man ein sorgenloses Leben wünschte. In diesem Augenblick aber war auch sein Leben nicht leicht, und er redete eifrig auf den Lothringer ein, neben dem er saß, und der gleichmütig auf seine Klagen hörte. Denn der Lothringer Franz war wohl ein guter Feldherr, aber mit der hohen Geistlichkeit hatte er nicht allzuviel im Sinn.

„Eure Liebden sollte das Klagen lassen!“ sagte er jetzt. „Wir tun unsere Schuldigkeit und des Kaisers Majestät hat dies auch anerkannt, indem er mir ein gnädiges Handschreiben gesandt und mir den Orden zum goldenen Vliese versprochen hat. Aber Montecucculi ist nun einmal der Höchstkommmandierende und ihm gefällt ein Kleinkrieg mehr als eine ordentliche Schlacht. Muß wohl seine Gründe dazu haben, da er seine Leute kennt und auch die Franzosen!“

„Ihr meint, Herr Herzog, daß die Franzosen tapferer sind als das Reichsheer?“

Karl trank langsam seinen Becher aus.

„Was weiß ich? Wenn der Sommer kommt, wird Lurenne zeigen, was er kann, und Montecucculi auch.“

„Es ist übel, daß die Katholischen einander gegenüberstehen, und daß Eure Liebden an der Spitze der Ketzer steht!“ seufzte der Kurfürst, worauf sich der Lothringer von dem Bagen hinter ihm noch einmal den Becher füllen ließ.

„Drei lutherische Herzöge habe ich mit mir. Einer von ihnen, Ernst August, war sogar ein evangelischer Bischof, bis er ein Weib nahm. Und der Holfsteiner, der neben ihm sitzt, Hans Adel von Plön, ist einer, vor dem nichts standhält. Er hat den Kugelsegen und ist nie getroffen worden. So Eure Liebden einmal mit uns eine Schlacht kämpfen wollen, ist es geraten, sich in der Nähe des Plöners zu halten.“

Der Kurfürst schauderte ein wenig zusammen und schlug unter dem Tischtuch ein Kreuz. Dann aber sah er neugierig zu dem Herzog hinüber, der ihm schräg gegenüber saß und eifrig mit einem der geistlichen Kämmerer von Koblenz plauderte. Er war mit großer Pracht gekleidet, hatte das eigene, dunkle Haar lose bis über den gestickten Kragen hängen, und sein sonnenverbranntes Gesicht trug einen Ausdruck des Behagens. Denn der geistliche Herr erzählte eine lustige Geschichte nach der anderen, und nichts war dem Herzog lieber, als einmal herzlich lachen zu können.

Im Zelt des Lothringers fand dieses Fest statt, an dem nur die Vornehmsten des Heeres und der kurfürstlichen Begleitung teilnahmen. Nebenan war dann noch ein einfacheres Zelt errichtet, in dem die höheren Offiziere und die adeligen Rheinländer tafelten. Der Kurfürst musterte halb ängstlich die Gesichter der evangelischen Herzöge und mußte immer wieder nach Ernst August sehen, der einstmals ein Bischof gewesen war und nun ein Kriegsmann.

Der Lothringer jagte nichts mehr. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und sah finster vor sich hin. War er doch von den Franzosen um sein Land gebracht worden, und das Deutsche Reich hatte ihm nicht beigestanden, wieder in seine Rechte eingesetzt zu werden. Nun war er ein umherirrender Fürst, manchmal hatte er Lust, sich an die Franzosen zu machen, um von ihnen sein Land wiederzubekommen: dann erfuhr er, daß Ludwig ihm sicher nichts wiedergeben würde und er diene dem deutschen Kaiser weiter, wenn auch ungerne. Ni feu, ni lieu, das war der bittere Spruch, den er auf sein Wappen geschrieben hatte. Zwar hoffte er noch immer, die Franzosen so zu besiegen, daß er sich an ihnen rächen konnte, aber die Freudigkeit des Kampfes war doch nicht in ihm. Sie sprach mehr aus den Gesichtern der drei Herzöge, die unter ihm dienten. Mit Freuden kämpften sie gegen den Feind, der Deutschland verkleinern wollte, und sie sprachen zornig von Wilhelm Egon von Fürstenberg, dem

Rölnner Minister, der Deutschland fast an Frankreich ausgeliefert hätte. Nun war er vom Kaiser verhaftet und nach Wien gebracht worden, wo er in strenger Haft lebte. Vielleicht würde er hingerichtet werden. Die Fürsten sprachen darüber, ob der Kaiser das Recht habe, einen Reichsfürsten zu richten wie einen anderen Ritter, und während einer der Welfenherzöge dafür war, erklärte Hans Abel von Plön, so etwas dürfte selbst ein Kaiser nicht. Die Meinungen platzten heftig aufeinander; der Holsteiner schlug auf den Tisch, und der rheinische Kurfürst sah den Augenblick gekommen, wo die Kezer mit den Degen aufeinander loshauen würden. Da aber warf sein Domherr ein geschicktes Wort dazwischen; die nordischen Herren lachten und waren wieder versöhnt. Nur der Lothringer sah finster drein. Ihm lag nichts an dem Fürstenberg, aber er mußte an seine eigene Heimatlosigkeit denken und daran, daß ihm der Kaiser wohl einen Orden verleihen, sonst aber nichts für ihn tun wollte.

Im Nebenzelt wurde unterdessen noch mehr gezecht als bei den fürstlichen Herren. Die Rheinländer tranken den Braunschweigern und den Holsteinern zu und wunderten sich, wie viel diese Herren von ihrem Lebenssaft vertragen konnten, obwohl sie an dickes Bier gewohnt waren. Aber die vom Norden wollten das dicke Bier allein nicht gelten lassen. In der Stadt Hamburg fand sich immer ein guter Rotwein, und der kam auch nach Braunschweig, Hannover und Holstein. Die Franzosen schickten ihn dorthin und ließen sich gut dafür bezahlen. Es kam die Rede auf Hamburg und auf die Kaufherren. Den rheinischen Herren lief das Wasser im Munde zusammen, als sie hörten, wie viel Geld in der Reichsstadt sein sollte. Ihre Väter und Großväter hatten noch Zoll und Geld von den Handelsleuten erhoben, jetzt ging es am Rhein leider nicht mehr, war aber doch ein Geschäft, das nicht zu verachten war. Besonders heute, wo die Armut einzog in viele adlige Geschlechter. Sie sprachen so eifrig darüber, daß sie kaum merkten, wie einige holsteinische Edelleute aufstanden und die Tafel verließen.

Josias von Sehestedt war einer von ihnen, der andere war Daniel Ranßau. Beide hatten doch mehr Wein getrunken als ihnen dienlich war, und sie wollten sich vor den Fremden keine Blöße geben. So gingen sie durch das Lager, wo die Soldaten um ihre Feuer saßen und sangen. In den Kellern zu Andernach lag mancher gute Tropfen und ihre Besitzer hatten sie hergeben müssen. Die Nordländer kochten sich vom Niersteiner ein Suppe, die ihnen gar nicht schmeckte, aber sie wurden lustig davon und sangen mit rauhen und meistens falschen Stimmen.

Die zwei Junker gingen zum Rhein hinunter. Der lag ein wenig verschlafen da, aber das Frühlingsgrün legte sich um seine Ufer und in einigen Fliederbüschen hingen große rötliche Blüten.

„Es ist kein übles Land hier!“ meinte der Ranßau, während er sich umsah. „Nur, daß es keine roten Dächer gibt, ist langweilig. Und dann die alten Mauern!“ er stieß mit dem Fuß gegen einen abgebröckelten Teil der Umwallung.

„Gut, daß wir dies Nest nicht mit Sturm zu nehmen haben, da würde es blutige Köpfe geben!“

„Sie haben hier alle ganz unverschämte Mauern!“ erwiderte Jostias, während er sich auf einen Vorsprung setzte und starr vor sich hinsah. Denn seine Gedanken waren noch umnebelt, und er wollte es sich nicht merken lassen.

„Der Herzog ist heut guter Dinge gewesen!“ begann Daniel von neuem. „Lustiger als der Lothringer. Der macht meistens eine Frage und man könnte Leibschmerzen davon kriegen! Aber er ist der Kommandierende und unser Herzog ist nur einer von den Untergebenen!“

„Er hat ja auch nur ein kleines Land!“ erwiderte Jostias und wischte sich die Augen. Ihm wurde sehr wehmütig zu Sinn und auch der Ranzau weinte fast.

„Bruderherz, was wollen wir eigentlich hier, zwischen all den Fremden? Weißt was? Wir könnten nach Haus reiten! Es gibt ja doch kein Vergnügen hier — ein paar Gefechte, das ist bis dahin alles gewesen. Das können wir auch in Holstein haben, wenn wir auf dem Kieler Umschlag gehen und uns mit den Kieler Bürgersöhnen hauen!“

„Ja, ja!“ Jostias nickte. „Immer im Lager zu liegen, ist kein Spaß, ich hab auch schon gedacht, wenn es bald keine ordentliche Schlacht gibt, dann kann man nach Haus reiten. Zwar —“, er besann sich einen Augenblick. „Herzbruder, unser Hans Adolf hat eine gute Idee gehabt, nur, daß ich sie nicht mehr weiß. Sie wird mir schon wieder in den Sinn kommen und dann glaube ich, können wir die Franzosen auch einmal von uns aus prügeln, und nicht allein vom deutschen Kaiser aus, der mir nicht am Herzen liegt!“

„Meinetwegen!“ murrte der andere Junker. „Ich würde dir schon beistehen, wenn es was zu Schlagen gäbe, aber —“ er wandte sich kurz um.

„Hallo, schöne Maid, was hast du dich in Männerkleider gesteckt?“

Er griff nach einem schlanken Jungen, der langsam, in Begleitung einer älteren Frau am Flußweg entlangkam. Es war noch nicht ganz dunkel; als der Junker nach dem Knaben langte, stieß das Weib einen Schrei aus.

„Was redet der Herr? Ich hab ihn aufgelesen und will ihn ins Lager bringen!“

Aber Ranzau faßte den sich Sträubenden nur derber.

„Altes Weib, kannst du kein Langhaar von den Männern unterscheiden? Komm Dirn, gib mir einen Kuß und sag mir, wohin ich dich bringen soll!“

Im nächsten Augenblick fuhr er zurück, griff sich an die Backe und wollte ein Schimpfwort sagen. Es blieb ihm aber im Munde stecken.

„Schämt Euch, Junker Ranzau, Eures schlechten Betragens! Ich dachte, Ihr wäret immer gut zu armen Weibern und dachtet an Mutter und Schwester!“

Heilwigs Stimme klang hell, sie riß die Lederkappe vom Kopf und die Haarflechten fielen ihr lang über die Schultern.

Britt schlug die Hände zusammen.

„Heilige Mutter Gottes! Hat sie mir nit gesagt, sie wäre ein verirrtes Jägerlein und ich sollte ihr den Weg weisen?“

Mit blitzenden Augen wandte sich Heilwig zu ihr.

„Hast du mir nicht gelobt, mich zum Kloster Laach zu bringen?“

Gritt zuckte die Achseln.

„Was sollt ich da? Ich bringe Botschaft an den Herzog Adolf und ich dachte, er könnte ein so feines Bürschlein wie dich gebrauchen!“

„Also hast Du mich betrogen!“

„Und du mich auch!“ keifte die Frau, um dann plötzlich die Hände zu falten und in die Knie zu sinken.

„Satan, hebe dich von mir! Wenn du die Heze bist, die im Mayener Turm saß, so hast du mich schon einmal bestohlen! Nun aber sollst du brennen; ich werde dich anklagen!“

Wibb stürzte sie auf Heilwig los, die ruhig stand, während beide Junfer betroffen von einer Frau zur anderen blickten. Josias Sehestedt saßte sich zuerst. Er löstete seine Kappe und trat mit einer Verbeugung auf Heilwig zu.

„Gestattet, Fräulein, daß ich mit Euch zum Herzog gehe und Euch in seinen Schutz gebe. Dann wird alle Verdrießlichkeit von Euch schwinden und Ihr werdet mit der nächsten Gelegenheit nach Holstein zurückgeschickt werden!“

„Was ich nicht verlange!“ entgegnete Heilwig stolz. „Mein Herr Vater, von dem mich Räuber trennten, wird schon in der Nähe sein, da er mich wohl überall suchen läßt. Daher wollte ich nach Laach, weil ich den Abt kenne und fast annehmen muß, daß er vom Aufenthalt meines Vaters weiß. Aber ich bin bereit, mich zum Herzog zu begeben und seinen Schutz anzurufen. Es ist für eine ehrsame Jungfrau schwer, allein in diesem rauhen Lande zu sein!“

Unterdessen hielt Ranzau Gritt fest, die sich wie wild geberdete, viele Heilige anrief und immer wieder berichtete, wie sie den jungen Jägersmann in der Nähe der Stadt Mayen gefunden habe, wie er den Weg nach Laach nicht recht gewußt und sie sich sogleich vorgenommen, dem Herzog einen Zuwachs zum Heer zu bringen. Freundlich hatte sie mit ihm gesprochen und auch er war sanft gewesen, fast furchtsam. Aber, so war es; der Böse ging ja in Gestalt eines Jägers, um die Unschuldigen zu betören, und dieser Heze ließ er seine Gestalt. Ängstlich sah sie auf Heilwig, die ihr achselzuckend zuhörte und sich wieder an die Juncker wandte.

„Die Frau hat recht: ich bin in Mayen eingesperrt gewesen, weil man mich für eine Heze oder eine Ketzerin hielt. Ich bin entkommen und bitte mich in Schutz zu nehmen. Mein Vater, Herr Gay von Sehestedt, wird Euch sicherlich lohnen, wenn Ihr mir einen Dienst erweist!“

Daniel Ranzau verbeugte sich zierlich. Obgleich er einen Backenstreich erhalten hatte, war er ganz unbefangen. Es war eine ehrliche Sache, eine feine Dirn küssen zu wollen, und wenn sie sich ihrer Haut wehrte, so durfte man ihr dies nicht übel nehmen. Er war gleich bereit, das Fräulein zum Herzog

Hans Adel zu bringen und schmunzelte dabei in sich hinein. Denn der Herzog war, obgleich verheiratet, doch ein galanter Herr, und wer weiß, was das Fräulein noch erleben konnte. Josias Sehestedt zwirbelte indessen an seinem Schnurrbart. Seitdem er mit dem Plöner Herzog Kriegsdienste tat, dachte er nicht allzuviel an seine eigenen Angelegenheiten. Dafür hatte er in Holstein eine Mutter, die das Gut regierte und Ordnung hielt. Aber er wußte ganz genau, daß er schon als kleiner Junge mit einer entfernten Base, der Tochter Gays von Sehestedt, versprochen war. Meistens dachte er nicht daran, und wenn ihm ein hübsches Mädchen begegnete, machte er ihr verliebte Augen ohne Gewissensbisse. Aber einmal mußte er doch wieder in die Heimat und ins alte Schloß, das jetzt nur eine ältere Herrin hatte. Und dann mußte er die Jungfrau freien, die ihm bestimmt war.

Gritt schimpfte noch immer. Sie geberdete sich, als wäre ihr ein großes Unrecht geschehen, und sie berichtete immer wieder Hexen- und Zauberergeschichten. Bis Josias die Geduld riß, er sie derb ansaßte und anfuhr.

„Halt das Maul, Weib; du hast Botschaft zu bringen und ich will sie dir abnehmen. Dann kommst du in mein Zelt und flickest weiter an meinen Gewändern. Zu essen will ich dir auch geben lassen — was also schweigst du nicht still?“

Die Frau nahm sich zusammen und ging demütig einher, während der Junker Ranzau schon mit Heilwig plauderte und ihr von den Fürsten und Großen berichtete, mit denen man im Heere umging. Leider gab es keine große Bataillen, sondern nur kleine Scharmügel. Die Franzosen wollten einen Vorstoß gegen Koblenz machen, wagten es aber doch nicht, und der Luxemburger hätte die französische Armee gern in die Pfanne gehauen, aber auch dies ließ sich nicht machen. Darum aber war es doch kein übles Leben im Lager, und die edle Jungfrau würde schon Bekanntschaften machen.

„Danach verlangt mich nicht!“ entgegnete Heilwig ernsthaft. Dann blieb sie stehen und atmete tief auf.

„Wie herrlich ist doch die Freiheit, Junker! Ihr habt sie noch nie entbehren müssen, wer aber wie ich viele Tage in einem engen Turm saß, der weiß, was sie wert ist!“

„Hernach ist es dann eine Aventure!“ sagte der Junker lachend, aber sie schüttelte den Kopf.

„Lieber will ich ein solches nicht mehr erleben!“

Dann redeten die zwei von Holstein und von den dort wohnenden Geschlechtern, die meistens untereinander verwandt waren. Heilwig hatte den Junker Ranzau einmal auf einem Fest in Schleswig gesehen, und er entsann sich auch, mit ihr getanzt zu haben.

„Als Ihr meinen Namen nanntet, wußte ich Bescheid!“ versicherte er treuherzig, und obwohl ihm Heilwig nicht recht glaubte, so war sie doch zu froh, um mit ihm zu rechten.

Es war eine schreckliche Nacht gewesen, und wenn sie auch gut über den Stadtgraben kam, so verlor sie doch gleich die Richtung des Weges, den sie einschlagen sollte. Da war es denn ein wahres Glück, gegen Morgen einer Frau zu begegnen, die sie fragen konnte und die ihr versprach, sie ins Kloster zu bringen. Sie hatte sie betrogen: statt in die Berge, war sie in die Ebene gekommen; jetzt wußte sie, daß es zu ihrem Heil war.

Aber sie blieb doch still und in sich gefehrt, während der Junker Sehestedt sich Ranzau näherte und mit ihm beriet, wohin man die Jungfrau bringen sollte. Der Rausch war von ihm abgefallen und er wußte, daß er Heilwig beschützen mußte. Im Lager gab es wohl Frauen: wo war ein Heer ohne sie? Aber es waren Wesen, von denen eine vornehme Jungfrau nichts ahnen durfte.

„Sie muß nach Andernach!“ meinte Ranzau. „Dort gibt es ritterbürtige Familien, in denen das Fräulein gut aufgehoben ist.“

Josias antwortete nicht gleich.

„Sie werden sie nicht nehmen!“ erwiderte er nach einer Weile. „Diese Katholischen tun freundlich mit uns, so lange wir ihnen gegen die Franzosen helfen. Aber im Grunde genommen hassen sie uns. Es scheint, daß die Leute in Mayen keinen Unterschied gemacht haben zwischen einer Hexe und einer Lutherischen. Also ist es besser, die Jungfrau bleibt in unserem Schutz. Sie hat wohl gerade genug erlebt!“

Sin und her redeten die Junker, während Heilwig sich an Gritt wandte, die verdrossen neben ihr herging.

„Bist du mir noch böse, daß ich kein Junge bin?“ fragte sie scherzend, aber die Angeredete wurde nicht freundlicher.

„Der Böse geht in mancherlei Gestalt um,“ erwiderte sie. „Hätte ich gewußt, daß Ihr die Hexe aus dem Turm wäret, ich würde Euch in den Graben oder in einen Steinbruch geworfen haben.“

„Du bist zu häßlich!“ rief Heilwig, und die andere zuckte die Achseln.

„Ich weiß, was sich für eine katholische Christin gehört! Was vom Bösen ist, soll man nicht leben lassen!“

Heilwig wollte ihr noch ein begütigendes Wort sagen, als Josias, der Gritts letzte Worte gehört hatte, sie von dem jungen Mädchen wegstieß.

„Du selbst bist eine Hexe!“ sagte er mit einem Fluch. „Und nun komm mit zum Herzog: die Botschaft, die du bringst, soll geprüft werden!“

Unsanft schob er die Frau vor sich her, und da die kleine Gesellschaft mittlerweile ans Lager gelangt war, fand sich Heilwig bald in einem Kreise fröhlicher Junker, die durch Ranzau von ihrem Abenteuer unterrichtet wurden und sie nun mit Neugierde und Wohlgefallen betrachteten. Zwar war es mittlerweile dämmrig geworden und die Scheine der Lagerfeuer verbreiteten nur mäßige Helle, aber der schmucke Jäger mit den goldenen Flechten gefiel ihnen allen gut, und jeder wollte von der Jungfrau noch Einzelheiten über ihr Er-

lebnis hören. Aber Heilwig war müde. Die letzte Nacht lastete auf ihr, das Umherirren, bis sie auf Gritt stieß. Sie bat um eine Stelle, wo sie sich ausruhen könnte, und jeder der jungen Herren bot ihr sein Zelt an, obgleich es meistens klein und von mehreren Herren bewohnt war. Da trat Jostias vor und erklärte, sein Zelt wäre zur Verfügung der Jungfrau, und er würde sich schon anderweitig einquartieren.

„Ich werde schon für ein Weib sorgen, das Euch alles bringt, dessen Ihr bedürft!“ setzte er hinzu, und Heilwig ließ sich schweigend von ihm führen, während die andern damit einverstanden waren. Sollte doch die Jungfrau eine Sehestedt sein und führte also denselben Namen, wie der Junker. Folglich mußten die Verwandten zusammenhalten.

So war Heilwig also im Lager zu Andernach angelangt, und wenn sie sich auch nicht gerade wohl fühlte, so wußte sie sich doch in Sicherheit und das war die Hauptsache. Schon am nächsten Tage hatte ihr Jostias Frauenkleider besorgt, und nachdem sie sie erhalten, machte sie dem Herzog auf seinen Wunsch ihre Aufwartung.

(Fortsetzung folgt)



## Die Deutsche Werkbund-Ausstellung in Köln 1914

Don Walter Haas



Was will der Deutsche Werkbund? lautet eine Frage, die man erstaunlich oft zu hören bekommt, auch von Leuten, denen man im allgemeinen nicht nachsagen kann, daß sie sich um die kulturellen und wirtschaftlichen Strömungen unserer Zeit nicht kümmern.

Das mag vielleicht daher rühren, daß wir uns stets von neuem gehoben fühlen, wenn wir auf eine Veröffentlichung des statistischen Amtes stoßen, aus der wir entnehmen können, daß unser Gesamthandel wieder um eine Serie von Millionen in die Höhe geschneilt ist; denn Zahlen müssen uns Zeitgenossen der Technik logischerweise nun einmal bedingungslose Autorität sein. Lesen wir dann noch an den Plakatsäulen, daß in unserer Stadt zwölf große Kunstausstellungen zu gleicher Zeit stattfinden, und überfliegen wir im Abendblatt die Inseratenmenge der Wohnungs-, Raum- und anderer angewandter Kunst, so sind wir überzeugt, daß wir es, wenigstens was diese Fragen betrifft, herrlich weit bringen werden.